

Wissenschaftliche Beilage

Dienstags-Beilage des Dresdner Anzeigers

4. Jahrgang

Dienstag, 13. Dezember 1922

Nummer 50

Literaturwissenschaft

Bulgarische Lyrik

Don Franz Johst Weht, Dresden

Eine eigene Literatur im engeren Sinne dieses Wortes kannte Bulgarien bis vor wenigen Jahrzehnten überhaupt nicht, war doch die bulgarische Geschichte jahrhundertlang ein ununterbrochener, unsagbar blutiger Kampf um Freiheit und Dasein, politisch gegen die türkischen Gewalttäter, geistig und kulturell gegen die Gängelungsbestrebungen einer volksfremden, der griechischen Geistlichkeit. Erst nach der Wiedererlangung der geistigen und der politischen Freiheit, des heißt nach der Trennung der bulgarischen von der griechischen Kirche (1870) und der Abhängigkeit des türkischen Joches (1878) setzte ein — trotz fortwauernder kriegerischer Derwischungen — eine dichterische Tätigkeit ein. Bis dahin sind außer einer penultimsten Volkspoesie nur vereinzelte Schriftsteller zu verzeichnen, deren Bedeutung, wie aus den Verhältnissen heraus ergreiflich, auf politischem Gebiete lag.

Und es ist kein Zufall, daß Petko R. Slavejkoff (1825—1895) der erste bulgarische Dichter von europäischem Talent, zugleich eine wesentliche Rolle in der bulgarischen Freiheitsbewegung spielt. Ihm ist in erster Linie die Trennung von der griechischen Kirche und damit die geistige Befreiung Bulgariens zu verdanken. Und er war es, der — sehr bezeichnend — seinem Volke durch Übersetzung der Bibel eine einheitliche Schriftsprache gegeben hat.

Literarisch betrachtet litt keine unlegbar vorhandene dichterische Begabung unter den Mängeln der noch unentwickelten Sprache. Namentlich machte sich das Fehlen jeder künstlerischen Überlieferung hemmend bemerkbar, mußte er doch in bezug auf Motive stilistische Kunstmittel und nicht zum mindesten sprachlich eigene Wege sich erst selbst schaffen! Dazu richtete ihn sein journalistischer Kampf für sein Volkstum im Laufe der Zeit künstlerisch zugrunde. Aber sein Beiname „Vater der bulgarischen Literatur“ ist für ihn als Schöpfer der Schriftsprache Bulgariens voll gerechtfertigt.

Eigenartig die enge, unlösliche Verknüpfung von Literatur und nationalem Kampf; nach Slavejkoff, dem geistigen Befreier seines Volkes, ist Chrlsto Boteff (1847—76) als Dichter zu nennen — dessen Opferdasein an der Spitze einer Freischar gegen die türkischen Unterdrücker das Morgenrot der politischen Freiheit Bulgariens bedeutet. Eine Persönlichkeit, in ihren wesentlichen Zügen Theodor Körner ähnlich — auch als Dichter. Nur wenige Dichtungen hat er hinterlassen; in Sprache und Vers oft unangenehm, sind sie doch in der Unrast eines Lebens voll äußerer und innerer Kämpfe entstanden. Aber alle erweisen sich als elementare Äußerung einer genialen dichterischen Begabung. „Selbstenlieder“, „Kampf“, „Mein Gebet“ — ungestüme Wildheit, revolutionärer, leidenschaftlicher

Kampf gegen Gott und jede Autorität — klar in den Gedanken, knapp in der Sprache. In Wort und Tat ist er Kämpfer für die Freiheit; der heiß verehrte Nationalheld seines Volkes!

Geistes wie er lassen sich schwer einordnen; als Dichter steht er außerhalb der bulgarischen Literaturgeschichte. Weder zu Slavejkoff noch zu dem nach zeitlicher Reife folgenden Ivan Wajoff (1850—1921) ist er künstlerisch in Beziehung zu bringen.

Wajoff erfreut sich größter Volkstümlichkeit, doch ruht diese vor allem auf seinen Romanen, deren Schilderungen bulgarischen Volkslebens lebhaften Widerhall bei seinen Landsleuten fanden. Künstlerlich wertvoller sind seine Gedichte, denn auch ihm war vor allem lyrische Begabung eigen — und Liebe zu Volk und Heimat sind es, die ihn zu seinen besten Schöpfungen begeistern, zum Beispiel die Sammlungen „Fahre und Gehe“ (1876), „Felder und Berge“ (1884). Einige seiner Oden auf bulgarische Freiheitshelden, sein Epos „Gramada“, von kraftvoller Zeichnung und sein empfundener tragischer Handlung, die romantische Liebeslyrik „Zagorka“ sind Werke einer geläuterten Kunst — geradezu bewundernswert, wenn man sich des Fehlens jeder literarischen Tradition erinnert!

Fußten auf Slavejkoff, dem Sprachschöpfer, mehr oder minder alle bulgarischen Dichter bis heutigen Tages, so konnte Wajoffs Volkstümlichkeit, da seine Zeit nach der Befreiung lag, eine Schule begründen. Aber diese Epigonen haben lediglich literarhistorische Geltung. Für die Entwicklung der bulgarischen Literatur bedeuten sie nichts, sind auch bei der heutigen Generation völlig in Vergessenheit geraten — so selbst der begabte Kiril Christoff (geb. 1875), der, erster Vertreter der Dekadenz, sich durch die Vergänglichkeit seiner Motive sehr geschadet hat. Ähnlich Stojan Mikhailowitsch (geb. 1856), der, außerhalb des Kreises der Epigonen Wajoffs, seinerzeit durch seinen Paradoxismus und „soziale Satiren“ von sich reden machte.

Demgegen hat Pentcho Slavejkoff (1866 bis 1912), der Sohn Petko R. Slavejkoffs, durch seine „neue Ästhetik“, die er in bewußtem Gegensatz zu Wajoff aufstellte, bestimmenden Einfluß auf die jüngeren Dichter gewonnen. Man bezeichnet häufig die folgende Zeit geradezu als die Epoche Pentcho Slavejkoffs. Er war in erster Linie Ästhet — darin liegt seine Schwäche als Dichter. Denn seine Werke sind eine folgerechte, praktische Anwendung seiner Lehren. Nach diesen liegt der Wert der Poesie in der Form, die ihm das Ergebnis künstlerischer Überzeugung ist. Es ist danach begreiflich, daß seinen Dichtungen in Form und Sprache die innere Wärme, das unmittelbare Gefühl fehlen mußte.

Doch sind diese ästhetischen Lehren für die Beurteilung von Pentcho Slavejkoffs Stellung in der bulgarischen Literatur auf längere Zeit hinaus bestimmend für die junge Generation Bulgariens gewesen. Es sei nicht vergessen, daß er Goethe, Lenau, Dehmel und andere deutsche Lyriker, auch Nietzsche, überseht hat.

Der künstlerische Ausgleich der beiden Gegenpole Wajoffs und Slavejkoff und dadurch eine

Künstlerpersönlichkeit von ausgeprägter Eigenart ist Petju Jiworoff (1877—1914). Er ist nicht einfach die Fortsetzung einer Reihe von Dichtern, die etwa über Wajoff und Slavejkoff zu ihm führte. In bezug auf sprachliche Meisterhaftigkeit, Form und Tiefe seiner Dichtungen ist er wohl würdig, in der Reihe der Lyriker der Weltliteratur genannt zu werden — aber ungezügelter Leidenschaft, die ihn schließlich durch Selbstmord enden ließ, ist ihm auch künstlerisch zum Verber geworden.

Eine Persönlichkeit von solcher Größe und solcher Dämonie mußte notwendig auf die junge Generation der bulgarischen Dichter von nachhaltiger Wirkung sein, ohne daß ihm diese aber erreichen oder gar überreifen konnte.

Weder Dimitri Bojabless mit seinen Elegien noch der Symbolist Grigor Kunew, bezelähnt trotz mancherlei Dorzügen einen Fortschritt über Jiworoff hinaus — noch weniger Teodor Trajanoff, bei dessen guten Anlagen eine durchaus unangenehme Begabung von mangelnder künstlerischer Selbstkraft.

Das Eindringen der westlichen Lösung: „l'art pour l'art“ hat zu Beginn des neuen Jahrhunderts auch in der bulgarischen Literatur hemmend auf die Entwicklung gewirkt. Auch hier hat sie die Herrschaft einer rein formalen Wortkunst bewirkt — selbst der Bedeutendste unter den jüngeren dieser Kunst Nikolai Lileff (geb. 1885) ist trotz aller Klangschönheit seiner Sprache, der Liebhaftigkeit seiner Verse ihrer Gefühllichkeit nicht entgangen. Seine aufs höchste gesteigerte Beherrschung der technischen Kunstmittel ist Virtuosenstück, unter dem die Kunst leidet. Erhabenlich aber ist es, den hohen Stand der bulgarischen Kunstsprache nach diesen kurzen Jahren der Entwicklung zu sehen, und ihren Höhepunkt — eben rein sprachlich betrachtet — stellen zweifellos die Dichtungen Lileffs dar.

Eine große Zahl von Nachahmern hat vergebens versucht, ihn zu erreichen — Stibel, Stratijeff, Stimbiff und alle die anderen. Im Gegenteil ist bei ihnen die technisch-formale Vollendung ihrer Dichtungen zur Entartung der Poesie geworden.

Ebenfalls in Abhängigkeit von Lileff — aber immerhin selbständiger — sind der Bohemien Dimitcho Debeljanoff (1887—1916) durch einige Elegien von echt lyrischer Stimmung beachtenswert, und Ljubmil Stojanoff (geb. 1888), der mit seiner blühenden Sprache und seinem gedämpften Gefühl an Hugo von Hoffmannsthal erinnert.

Unter den Gegenwärtigen ragt Nikolai Rakoff (geb. 1889) als Persönlichkeit von eigener Prägung hervor — die umfrittenste literarische Erscheinung Bulgariens. Individualist, wendet er in seinen in sich verschlossenen Betrachtungen altertümliche Sprachmittel an, orientalischen Allegorismus, den mystischen Pathos des biblischen Psalms, wie er denn auch sonst manche andere Ähnlichkeit mit Nietzsche zeigt.

Gegenwärtig auch in der Lyrik Bulgariens Durcheinander, Nebeneinander verschiedenster Strömungen. Und im Interesse würdevoller Poesie außerordentlich zu bedauern — es mehren sich von

gegen Matthäi zittert. (Es sind meistens ein halb-, zweimal über ganzseitige Begründungssätze von Weiskner.) Die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand verdient ebenfalls keine Berücksichtigung, es seien nur allgemeine Aufstellungen vorgebracht, Details fehlen; der Streitgegenstand einschläger, die Ausklagung gegen Matthäi (!) hätte vorhergehen müssen, vor der Wiedereinsetzung Wilhelmnes in ihren früheren Stand.

Leupold und Sethmacher waren am Termin persönlich verhindert, Matthäi und Wilhelmne kamen ohne Entschuldigung nicht. Nach Mahnung, 19. Oktober, und Hilfsvollstreckung, 19. November, worauf am 14. Dezember erst durch das Hofzahnamt in der Depositionskontrollkasse des Justizamts die Gelder eingingen, ist endlich Schluss!

Die halbe Stunde Versäumnis, Herr Matthäi! 62 Taler, 14 Neugroschen, 2 Pfennige waren aus den 57 Taler 15 Neugroschen der Forderung Sethmachers geworden! Zu dieser erhielt er noch 1 Taler 20 Neugroschen 2 Pfennige Zinsen. Er hatte Recht behalten! Das Mandat von 1672 hatte aber im formalen Gange gefehlt! Wilhelmne Schröder-Deorient, geschiedene v. Döring, wird die Entscheidung nicht schwer genommen haben, Leupold hatte sich weidlich ins Zeug gelegt (wenn ihm auch zuletzt nur das Mandat von 1672 zur Verfügung stand!), Matthäi war ihm formal, geschweige denn sachlich nicht überlegen, — leider sehen dessen andere Verhandlungssachen als Generalbevollmächtigter nicht zur Verfügung. Aus Wilhelmnes „Selbstverständlichkeit“ entspann sich zum Beispiel dieser hier wiederergebene Akt Leupold gab zweifellos die „öffentliche Meinung“ über sie wieder.

Wer hat aber nun recht? dem juristisch (bis 1672!) unbeschweren Mitterleben gemäß?

Geistesgeschichte

Das Problem der Generation

von Hermann Bahr

Wilhelm Dindler, vielleicht neben seinem verstorbenen Freunde Max Dvorak der eifrigste Forscher an der Wand, die den Zugang zu den letzten Geheimnissen der bildenden Kunst verwehrt, ist mir auch noch dadurch ganz besonders wert, daß ich aus ihm, worüber er immer verhandeln mag, den Confall meiner Generation vernehme. Er ist 1878 geboren, ich schon 1865, aber man rechnet eine Generation ja zu dreißig Jahren. Dem Tage der Geburt nach gehörten wir beide bis 1893 zur selben Generation; in diesem Jahre schied ich aus der jungen Generation aus, während er noch bis 1908 in ihr blieb. Rechnet man aber die Generationen nicht vom Geburtstag des einzelnen, sondern vom Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit an, also etwa vom fünfundzwanzigsten Jahre, so fängt meine 1898, seine 1903 an. Ich gehöre dann erst seit 1918 zur alten Generation, zu der er erst 1933 übertritt. Dies scheint zunächst ein müßiges Spiel, das aber doch einen fragwürdigen Ernst in sich birgt, die Mahnung nämlich, wir sollten mit solchen großen Begriffen wie „Generation“ oder auch „Epoche“ vorsichtiger hantieren, als wir gemeinhin gewohnt sind. Zunächst: Generation und Epoche decken sich keineswegs, wie wir leichtsinnig oft meinen. Es gibt Generationen, mit denen eine neue Epoche beginnt, und es gibt Epochen, die mehrere Generationen hindurch währen. Mit Arno Holz beginnt eine neue Epoche der deutschen Literatur, schon vorher angekündigt von allerhand Vorböten, doch auf die Nation erst einwirkend, von ihr erst empfunden und bemerkt, als sein „Buch der Zeit“

erschien, 1885. Aber die nächste Epoche hat es still, sie tritt mit Hofmannsthal auf, dessen erstes Werk schon 1891 erscheint. Hat darum die von Arno Holz eröffnete bloß drei Jahre gelebt? Nein, sie lebt noch heute; jedenfalls in ihm, durch ihn, der sich ja heute freilicher und tatkräftiger fühlt als je, während ich, sein Zeitgenosse, längst nur noch den Ehrentitel der Geronten anstrebe. Alter scheint also nicht so sehr durch die Zahl der Jahre als vielmehr durch das Gewicht, das jeder seinen eigenen Erlebnissen gibt, bestimmt zu werden; es hängt viellecht bloß davon ab, welche Macht man der Fülle der eigenen Erlebnisse selber einräumt. Wer sie nicht sehr schwer nimmt und rasch vergißt, hat es leicht, jung zu bleiben. Als ich zur Welt kam, gehörte Österreich noch zum Deutschen Bunde. Ich ging schon zur Schule, als das Deutsche Reich entstand. Ich kann mich noch deutlich des Tages erinnern, an dem auf die Nachricht vom Siege bei Sedan meine Vaterstadt einen Facheiszug improvisierte. Bismarck stand im Fenster, wie sein eigenes Denkmal anzusehen, als ich an seinem sechzigsten Geburtstag in den Reihen der Berliner Burschenschaft juchend mit vorüberzog. Als ich wenige Jahre später aus Paris über Spanien nach Berlin zurückkam, war Bismarck von dem neuen Kaiser eben weggeschickt worden. Ich habe dann noch erlebt, daß dieser Kaiser selber froh war, geschwind über die Grenze entkommen zu können. Ich habe erlebt, daß auf einmal eine ganz neue Materie begann, die moderne, und ich habe dann erlebt, daß diese moderne Materie auf einmal auch nicht mehr modern war. Ich habe erlebt, daß Anton Bruckner die homische Figur von Wien war und ich habe zuletzt noch erlebt, daß eine neuere Jugend für Gustav Mahler kaum mehr ein gnädiges Achselzucken übrig hat. Mit jedem dieser Erlebnisse kündigte sich auf irgendeinem Gebiet ein neues Zeitalter an, ich habe fortwährend Epochen anbrechen gesehen und zuweilen beim Anbruch selber mitgetan. Und nun muß ich mich aber endlich doch fragen: Welches dieser Zeitalter ist denn nun eigentlich das meine, welcher Epoche, welcher Generation darf, soll, muß ich mich beifügen? Das ist keine müßige Frage, denn man will schließlich wissen, wohn zu gehören man ein Recht hat, und dazu sind uns diese Begriffe von Generation und Epoche unentbehrlich; ohne sie gibt es überhaupt keine Geistesgeschichte. Wir unterscheiden Mittelalter und Neuzeit, aber wer wagt es zu bestimmen, wann das Mittelalter aufhört, wann die neue Zeit beginnt? Ist der heilige Franziskus, ist der heilige Thomas von Aquin, ist Dante noch Mittelalter oder sind sie schon Renaissance? Sind sie ein Abschied, ein Ausklang, ein Ende oder abpr Ahnung, Vorzeichen und Aufzug eines neuen Anfangs? Wer darf sich rühmen, der Dolkender, wer der Begründer einer Epoche zu sein? Der edle Konrad Gurdach, heute weltans der gründlichste Kenner jeder doch ewig unsichtbaren Grenze, an der die gewaltig hohe Welt des Mittelalters Abschied nimmt und ein neues Geschlecht erscheint, vermessen genug, aus eigener Kraft die Welt noch einmal, jetzt aber besser, als es dem Schöpfer gelang, zu erschaffen, selbst er ist noch immer im Ungewissen über den Geburtstag der Renaissance.

Wir werden, je mehr wir mit dem Begriff von Epochen und Generationen arbeiten, immer mehr gewahr, daß er ein uns unentbehrliches Hilfsmittel zur Ordnung der Geistesgeschichte, selbst aber etwas ganz Doges, Unbestimmtes und sobald wir danach greifen wollen, Entweichendes ist. Keine Generation hebt sich von einer anderen rein ab, die Generationen durchkreuzen und überqueren einander. Wenn wir nach einer fassen und sie schon festzuhalten meinen, blickt uns aus ihr unermutet das Auge der nächsten oder auch das der letzten, schon halb vergessenen, an. Manche scheinen zunächst ein bloßes Zwischenspiel und müssen erst

vergehen, um uns nachwirkend auf einmal unversehens ihr Macht zu beweisen. Auch an Dauer unterscheiden sie sich. Zuweilen folgt eine der andern sehr rasch, ja, sie vermischen sich, aber dann hebt sich wieder die neue Schatzkammer feindlich von der alten ab. Papa Wieland ist bloß um sechzehn Jahre, also nach der üblichen Zählung, bloß um eine halbe Generation älter, als Goethe, neben dem er doch beinahe großväterlich wirkt. Herder gar, Goethe bloß um fünf Jahre voraus, tritt ihm dennoch bei der ersten Begegnung zunächst in der Haltung eines Meisters, eines Vollendeten, entgegen. Bei der Romantik freilich stimmt es in ihrem Verhältnis zu Goethe mit den dreißig Jahren ungenügend, nach denen wir einen Wechsel der Generationen erwarten: Kleist kam 26 Jahre nach Goethes Geburt zur Welt, Höderlin 21, Novalis 23, Brentano 29, Arnim 32, Bettina 36 und Eichendorff 39. Dazu kommt noch, daß es ja nicht die Jahre sind, die das Alter eines Menschen bestimmen: es gibt Menschen, deren Werk mit Dreißig getan ist, und die fortan nicht mehr wachsen, während andere hinwieder erst mit Sechzig sich zur Vollendung rüsten. Das Problem der Generation erweckt sich überdies noch mit dem der Pubertät. Der Durchschnittsmensch hat nur eine, die große Begabung hat eine ganze Reihe. Goethe, selber viellecht das höchste Beispiel dafür, sagt einmal: „Geniale Naturen erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung sind.“ Dies scheint nun aber nicht bloß für einzelne zu gelten, sondern es trifft auch auf ganze Generationen zu. Manche müssen sich mit einer einzigen Pubertät begnügen, in der sich ihre ganze Kraft erschöpft, während andere hinwieder nach kurzen Pausen der Erholung sogleich einer zweiten, dritten, ja zuweilen einer fünften und sechsten fähig sind. Wenn sich schon in jedem einzelnen eigenes Verdienst und Zufall fremder helfender oder hemmender Umstände höchst wunderbar verknüpfen, so scheint gar die Bedeutung, die der einzelnen Generation geschichtlich zukommt, ein reines Glücksspiel. Wie der einzelne seinen Ruhm niemals bloß der eigenen Begabung zu verdanken hat, sondern vor allem der Gunst des Schicksals, das ihn in eine Zeit stellt, die gerade seiner Art von Begabung vor allem bedarf, so wird auch das Ansehen jeder Generation nicht so sehr durch ihren absoluten Wert bestimmt, als vielmehr durch ihre Fähigkeit, den Wünschen, Bedürfnissen, ja oft genug auch nur Launen ihrer Zeit zu dienen; der Ruhm ist ein großer Opportunist. Dreißig Jahre früher wäre der heilige Franziskus viellecht ganz unbemerkt geblieben; dreißig Jahre später geboren, wäre Kleist viellecht der Dolkender der deutschen tragischen Kunst geworden. Wie große Begabungen persifolieren sich oft, weil sie die Kunst, für die sie bestimmt sind, oft genug aber auch einfach den rechten Augenblick, der ihrer bedarf, verfehlen! Manches Talent zerbricht, bloß weil es um eine Generation zu früh oder zu spät kommt. Und so stehen wir aufs neue wiederum vor diesem vielfagenden, alles erklärenden und uns doch nichts helfenden, weil nirgends festzuhaltenden Begriff der Generation, den Dindlers gedankenvolles neues Buch über „Das Problem der Generation“ (Frankfurter Verlagsanstalt in Berlin) mit einer verhaltenen Leidenschaft erörtert, ja zuweilen fast mit einem Ton der Verzweiflung, ob denn Kunstgeschichte, ob denn Geschichte überhaupt möglich ist, da doch alles, woran wir nach ihr greifen, gleich wieder in unseren Händen zerfällt. Er gesteht uns nicht ein, doch er weiß aus eigener Erfahrung, daß Kunst nur erlebt werden kann, doch niemals erkannt und schon gar nicht als Wissenschaft vermittelt, es sei denn von einem Mann der Wissenschaft, in dessen Auge sich auch der Sankt der Wissenschaft unwirklich immer gleich in ein reines Bild, in ein Kunstwerk verwandelt.

gegen Matthäi zitiert. (Es sind meistens ein halb-
zweimal über ganzseitige Begründungsätze von
Weißner.) Die Wiedereinsetzung ist den vorigen
Stand verdient ebenfalls keine Berücksichtigung,
es seien nur allgemeine Auffstellungen vor-
gebracht. Details fehlen; der Streitgegenstand ein
schäbbarer, die Ausklagung gegen Matthäi (!) hätte
vorhergehen müssen, vor der Wiedereinsetzung
Wilhelmines in ihren früheren Stand.

Leopold und Seismacher waren am Vermit-
tel persönlich verhindert, Matthäi und Wilhelmine
kamen ohne Entschuldigung nicht. Nach Mahnung,
19. Oktober, und Hilfsvollstreckung, 19. November,
worauf am 14. Dezember erst durch das Hofratsamt
in der Depositionskontrollkassa des Justizamts die
Selbst einlagen, ist endlich Schluß!

Die halbe Stunde, Derkumms, Herr Matthäi!
62 Taler, 14 Kreuzgroschen, 2 Pfennige waren aus den
57 Taler 15 Kreuzgroschen der Forderung Seis-
machers geworden! Zu dieser erhielt er noch
1 Taler 20 Kreuzgroschen 2 Pfennige Zinsen. Er
hatte Recht behalten! Das Mandat von 1672 hatte
aber im formalen Gange gesiegt! Wilhelmine
Schöder-Deventer, geschiedene v. Döring,
wird die Entscheidung nicht schwer genommen haben,
Leopold hatte sich weidlich ins Zeug gesetzt
(wenn ihm auch zuletzt nur das Mandat von 1672
zur Verfügung stand), Matthäi war ihm
formal, geschweige denn sachlich nicht überlegen.
— Leider sehen dessen andere Verhandlungssachen
als Generalvollmächtigter nicht zur Verfügung.
Aus Wilhelmines „Selbstverständlichkeit“ entspann
sich zum Beispiel dieser hier wiederergebene Akt
Leopold gab zweifellos die „öffentliche Meinung“
über sie wieder.

Wer hat aber nun recht? dem juristisch
(bis 1672) und geschworenen Miterleben
gemäß?

Geistesgeschichte

Das Problem der Generation

Don Hermann Bahr

Wilhelm Dindor, vielleicht neben seinem
verstorbenen Freunde Max Dvorak
der eifrigste Hörer an der Wand,
die den Zugang zu den letzten Geheimnissen der
bildenden Kunst verwehrt, ist mir auch noch dadurch
ganz besonders wert, daß ich aus ihm, worüber er
immer verhandeln mag, den Konfall meiner Gene-
ration vernehme. Er ist 1878 geboren, ich schon
1863, aber man rechnet eine Generation ja zu
dreißig Jahren. Dem Tage der Geburt nach ge-
hört er mir beide bis 1893 zur selben Generation;
in diesem Jahre schied ich aus der jungen Gene-
ration aus, während er noch bis 1908 in ihr blieb.
Rechnet man aber die Generationen nicht vom Ge-
burtsstage des einzelnen, sondern vom Beginn
seiner öffentlichen Wirksamkeit an, also etwa vom
fünfundzwanzigsten Jahre, so fängt meine 1893,
seine 1908 an. Ich gehöre dann erst seit 1918 zur
alten Generation, zu der er erst 1935 übertritt.
Dies scheint zunächst ein müßiges Spiel, das aber
doch einen fragwürdigen Ernst in sich birgt, die
Mahnung nämlich, wir sollten mit solchen großen
Begriffen wie „Generation“ oder auch „Epoche“
vorsichtiger hantieren, als wir gemeinhin gewohnt
sind. Zunächst: Generation und Epoche decken sich
keineswegs, wie wir leichtsinnig oft meinen. Es
gibt Generationen, mit denen eine neue Epoche
beginnt, und es gibt Epochen, die mehrere Gene-
rationen hindurch währen. Mit Arno Holz begann
eine neue Epoche der deutschen Literatur, schon
vorher angeleitet von allenhand Vorboten, doch
auf die Nation erst einwirkend, von ihr erst emp-
funden und bemerkt, als sein „Buch der Zeit“

erschien, 1885. Aber die nächste Epoche hat es nötig,
sie tritt mit Hofmannsthal auf, dessen erstes Werk
schon 1891 erscheint, hat darum die von Arno Holz
eröffnete bloß drei Jahre gelebt? Nein, sie lebt
noch heute; jedenfalls in ihm, durch ihn, der sich
ja heute streitbarer und tatkräftiger fühlt als je,
während ich, sein Zeitgenosse, längst nur noch der
Ehrenpflanz der Geronten aufreibe. Aber scheint also
nicht so sehr durch die Zahl der Jahre als vielmehr
durch das Gewicht, das jeder seinen eigenen Erleb-
nissen gibt, bestimmt zu werden; es hängt vielleicht
bloß davon ab, welche Macht man der Fülle der
eigenen Erlebnisse selber einräumt. Wer sie nicht
sehr schwer nimmt und rasch vergißt, hat es leicht,
jung zu bleiben. Als ich zur Welt kam, gehörte
Österreich noch zum Deutschen Bunde. Ich ging
schon zur Schule, als das Deutsche Reich entstand.
Ich kann mich noch deutlich des Tages erinnern,
an dem uns die Nachricht vom Siege bei Sedan
meine Vaterstadt einen Jubeltag improvisierte.
Bismarck stand im Fenster, wie sein eigenes Den-
ken anguckte, als ich an keinem festgesetzten Ge-
burtstag in den Reihen der Berliner Bürgerschaft
jauhelnd mit vorüberzog. Als ich wenige Jahre
später aus Paris über Spanien nach Berlin zurück-
kam, war Bismarck von dem neuen Kaiser eben
weggeschickt worden. Ich habe dann noch erlebt,
daß dieser Kaiser selber froh war, geschwind über
die Grenze entkommen zu können. Ich habe er-
lebt, daß auf einmal eine ganz neue Malerei be-
gann, die moderne, und ich habe dann erlebt, daß
diese moderne Malerei auf einmal auch nicht mehr
modern war. Ich habe erlebt, daß Anton Bruckner
die komische Figur von Wien war und ich habe
zuletzt noch erlebt, daß eine neue Jugend für
Gustav Mahler kaum mehr ein gnädiges Achsel-
zucken übrig hat. Mit jedem dieser Erlebnisse
kündigte sich auf irgendeinem Gebiet ein neues
Zeitalter an, ich habe fortwährend Epochen an-
brechen gesehen und zumellen beim Anbruch selber
mitgehen. Und nun muß ich mich aber endlich
auch fragen: Welches dieser Zeitalter ist denn nun
eigentlich das meine, welcher Epoche, welcher Gene-
ration darf ich mich zurechnen? Das ist
keine müßige Frage, denn man will schließlich
wissen, wozu zu gebären man ein Recht hat, und
dazu sind uns diese Begriffe von Generation und
Epoche unentbehrlich; ohne sie gibt es überhaupt
keine Geistesgeschichte. Wir unterscheiden Altertum,
Mittelalter und Neuzeit, aber wer wagt es zu be-
stimmen, wann das Mittelalter aufhört, wann die
neue Zeit beginnt? Ist der heilige Franziskus,
ist der heilige Thomas von Aquin, ist Dante noch
Mittelalter oder sind sie schon Renaissance? Sind
sie ein Abschluß, ein Aushalgen, ein Ende oder aber
Abhängigkeit, Vorzeichen und Ausruf eines neuen An-
fangs? Wer darf sich rühmen, der Vollender, wer
der Begleiter einer Epoche zu sein? Der edle
Konrad Burdach, heute weit aus der gründlichsten
Kenner jeder doch ewig unsichtbaren Grenze, an
der die gewaltig hohe Welt des Mittelalters Ab-
schluß nimmt und ein neues Geschlecht erscheint,
vermeint genug, aus eigener Kraft die Welt noch
einmal, jetzt aber besser, als es dem Schöpfer gelang,
zu erschaffen, selbst er ist noch immer im Unge-
wissen über den Geburtstag der Renaissance.

Wir werden, je mehr wir mit dem Begriff von
Epochen und Generationen arbeiten, immer mehr
gewahr, daß er ein uns unentbehrliches Hilfsmittel
zur Ordnung der Geistesgeschichte, selbst aber etwas
ganz Neues, Unbestimmtes und jedoch mir danach
greifen wollen, Entweichendes ist. Keine Gene-
ration hebt sich von einer anderen rein ab, die
Generationen durchkreuzen und überqueren ein-
ander. Wenn wir nach einer solchen und sie schon
festhalten meinen, blüht uns aus ihr unermittelt
das Auge der nächsten oder auch das der letzten,
schon halb vergessenen, an. Manche scheinen zu-
nächst ein bloßes Zwischenstück und müssen erst

vergehen, um uns nachwirkend auf einmal unver-
sehens ihr Licht zu beweißen. Auch an Dauer
unterscheiden sie sich. Zuweilen folgt eine der
andern sehr rasch, ja, sie vermischen sich, aber dann
hebt sich wieder die neue schärfer feindlich von der
alten ab. Papa Wieland ist bloß um sechzehn
Jahre, also nach der üblichen Zählung, bloß um
eine halbe Generation älter als Goethe, neben dem
er doch beinahe großväterlich wirkt. Herder gar,
Goethen bloß um fünf Jahre voraus, tritt ihm
dennoch bei der ersten Begegnung zunächst in der
Haltung eines Meisters, eines Doktorenden, ent-
gegen. Bei der Romantik freilich stimmt es in
ihrem Verhältnis zu Goethe mit den dreißig Jahren
ungefähr, nach denen wir einen Wechsel der Gene-
rationen erwarten: Kleist kam 26 Jahre nach
Goethes Geburt zur Welt, Höderlin 21, Novalis 23,
Brentano 29, Arnim 32, Bettina 36 und Eichen-
dorff 39. Dazu kommt noch, daß es ja nicht die
Jahre sind, die das Alter eines Menschen bestimmen:
es gibt Menschen, deren Werk mit Dreißig getan
ist, und die fortan nicht mehr wachsen, während
andere hinwieder erst mit Sechzig sich zur Voll-
endung rüsten. Das Problem der Generation
dreht sich überdies noch mit dem der Pubertät.
Der Durchschnittsmensch hat nur eine, die große
Begabung hat eine ganze Reihe. Goethe, selber
plektestisch das höchste Beispiel dafür, sagt einmal:
„Geniale Naturen erleben eine überholte Puber-
tät, während andere Leute nur einmal jung sind.“
Dies scheint nun aber nicht bloß für einzelne zu
gelten, sondern es trifft auch auf ganze Gene-
rationen zu. Manche müssen sich mit einer ein-
zigen Pubertät begnügen, in der sich ihre ganze
Kraft erschöpft, während andere hinwieder nach
kurzen Pausen der Erholung sögeleich einer zweiten,
dritten, ja zuweilen einer fünften und sechsten
fähig sind. Wenn sich schon in jedem einzelnen
eigenes Verdienst und Zufall fremder helfender
oder hemmender Umstände höchst wunderbar ver-
knüpfen, so scheint gar die Bedeutung, die der ein-
zelnen Generation geschichtlich zukommt, ein reines
Glücksspiel. Wie der einzelne seinen Ruhm nie-
mals bloß der eigenen Begabung zu verdanken hat,
sondern vor allem der Günst des Schicksals, das
ihn in eine Zeit stellt, die gerade seiner Art von
Begabung vor allem bedarf, so wird auch das An-
sehen jeder Generation nicht so sehr durch ihren
absoluten Wert bestimmt, als vielmehr durch ihre
Fähigkeit, den Wünschen, Bedürfnissen, ja oft genug
auch nur Chancen ihrer Zeit zu dienen; der Ruhm
ist ein großer Opportunist. Dreißig Jahre früher
würde der heilige Franziskus vielleicht ganz un-
bemerklich geblieben; dreißig Jahre später geboren,
würde Kleist vielleicht der Pöhlender der deutsch-
tragischen Kunst geworden. Wie große Begabungen
zerstören sich oft, weil sie die Kunst, für die sie be-
stimmt sind, oft genug aber auch einfach den rechten
Angeblick, der ihrer bedarf, verfehlen! Manches
Genie zerbricht, bloß weil es um eine Generation
zu früh oder zu spät kommt. Und ja, sehen wir
aus neuer wiederum vor diesem vollaufenden, alles
erklärenden und uns doch nichts helfenden, weil
nirgends festzuhaltenden Begriff der Generation,
den Dindor's gedankenlos neues Buch über
„Das Problem der Generation“ (Frankfurter Ver-
lagsanstalt in Berlin) mit einer verhaltenen
Leidenschaft erörtert, ja zuweilen fast mit einem
Ton der Derzweiflung, ob denn Kunstgeschichte, ob
dann Geschichte überhaupt möglich ist, da doch alles,
worum wir nach ihr greifen, gleich wieder in unserer
Händen zerfällt. Er gesteht uns nicht ein, doch er
muß uns eigener Erfahrung, daß Kunst war erlebt
werden kann, doch niemals erbannt und schon gar
nicht als Wissenschaft vermittel, es sei denn von
einem Mann der Wissenschaft, in dessen Auge sich
auch der Anblick der Wissenschaft unauflöslich
immer gleich in ein reines Bild, in ein Kunstwerk
verwandelt.